

is a “companion website” for use by students, as well as accompanying material for instructors. The former includes, among other things, “helpful hints,” a study guide, and a set of flash cards. The latter includes a test bank, PowerPoint slides, and supplementary teaching materials. To my mind, there seems very little for either the student or the instructor to do other than read and lay with these extra materials, if the book is used in the intended manner. For those who want to use it more creatively, however, the book could provide plenty of material for self-learning, and may also serve as a useful instruction manual to use on its own without the intervention of an instructor at all.

I suspect that few in an European university system will find it that useful exactly as intended. Yet the book is extraordinarily well designed and well written. It is very pleasant to browse, and even instructive for a senior professor. Whether the advice on how to take notes or on how not to fall asleep in an anthropology lecture is useful will, no doubt, be something for individual taste.

Alan Barnard

**Lentz, Carola, und Godwin Kornes** (Hrsg.): Staatsinszenierung, Erinnerungsmarathon und Volksfest. Afrika feiert 50 Jahre Unabhängigkeit. Frankfurt: Brandes & Apsel, 2011. 252 pp. ISBN 978-3-86099-717-8. Preis: € 24.90

Als 1960 achtzehn Kolonien unabhängig wurden, herrschte nicht nur auf dem afrikanischen Kontinent eine große Euphorie. Mit dem Ende der europäischen Kolonialreiche verknüpften viele Menschen damals die Möglichkeit einer neuen Weltordnung, in der Rassismus und Kolonialismus keinen Platz mehr haben würden. Afrika schien den Weg in die Zukunft zu weisen. Fünfzig Jahre später ist von dieser Euphorie wenig geblieben. In der akademischen Welt als auch in den Medien dominiert das Bild vom Krisenkontinent. Berichte über Bürgerkriege, Hungersnöte, Staatszerfall, korrupte Eliten und autokratische Machthaber bilden das Gros der Nachrichten über den Kontinent. Vor diesem Hintergrund nimmt der Sammelband von Carola Lentz und Godwin Kornes eine ungewöhnliche Perspektive ein. Im Mittelpunkt des Buches stehen die Feiern zum fünfzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit von zumeist westafrikanischen Ländern. Für die Mitherausgeberin Carola Lentz sind die Unabhängigkeitsfeiern ein Zeichen, dass die afrikanischen Nationen einen gewissen Grad an Normalität im politischen Leben des Kontinents erlangt haben. Die Nation sei immer noch eine wichtige, wenn nicht die wichtigste, Bezugsgröße der politischen Debatten und der politischen Repräsentation auf dem Kontinent. Das ist angesichts vieler anderslautender Meinungen über den Zustand der Nation auf dem Kontinent ein überraschend positiver Befund. Und obgleich die Mitherausgeberin als auch die Autorinnen und Autoren der Fallbeispiele durchaus auf politische und wirtschaftliche Krisen im Kontext der Feiern hinweisen, herrscht ein durchaus optimistischer Ton im Buch vor. Zwanzig Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges hat sich der Kontinent tief greifend gewandelt. Die Demokratisierungswellen der neunziger Jahre und zu Beginn des

neuen Jahrtausends haben vielerorts zur Herausbildung zivilgesellschaftlicher Strukturen und zu einer gewissen Routine demokratischer Praxen geführt. Die politischen Eliten haben es zunehmend schwerer, ohne das Einverständnis der Bevölkerung zu regieren und, wie das Buch zeigt, zu feiern. Die Autorinnen und Autoren des Buches erschöpfen sich daher auch nicht in einer bloßen Darstellung der Feiern, sondern nehmen sie zum Ausgangspunkt einer Diskussion über das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaften im heutigen Afrika. Der Fokus auf die Unabhängigkeitsfeiern ermöglicht dabei nicht nur erstaunlich tief gehende Einblicke in dieses mitunter doch sehr komplexe Verhältnis zwischen dem Staat und seinen Bürgern und zwischen nationalen und regionalen Identitäten, er erweist sich auch als eine Tür für einen Nationen übergreifenden Vergleich.

Der Rahmen für diesen Vergleich wird von Carola Lentz in ihrer Einleitung abgesteckt. Die Feiern zum fünfzigjährigen Jubiläum der Nation könnten als eine Demonstration der Deutungsmacht des Staates und der politischen Eliten über den öffentlichen Raum gesehen werden. Bemerkenswert ist hier der Verzicht auf das vorschneile Urteil des Autoritarismus. Denn absolut sei die Kontrolle des Staates über den Raum des Feierns in keinem der Fallbeispiele gewesen. Trotz aller offizieller Choreografien der Feierlichkeiten habe es oft genug Raum für ein Feiern jenseits der Paraden und offiziellen Empfänge gegeben. Die offiziellen Deutungen der zu feiernden Geschichte seien von der Zivilgesellschaft mitunter äußerst kritisch gesehen worden. Die Vorbereitungen zu den Festen waren oftmals begleitet von einem moralischen Diskurs über den Sinn und Unsinn der Ausgaben für die mitunter doch sehr elaborierten Pläne. In ihrer Fallstudie zu Nigeria, zitieren dann auch Helen U. Okafor und Eva Grimm die Meinung vieler Nigerianer, dass es angesichts der politischen und ökonomischen Krise nicht viel zu feiern gäbe. Anders die Madagassen: In einer eigentümlichen Komplizenschaft mit ihrem Präsidenten, einen ehemaligen DJ, erwarteten sie ein großes Volksfest mit Konzerten und Beköstigung. Das Land befand sich in einer tiefen politischen Krise, die Regierung unter Andry Rajoelina war 2009 durch einen Putsch an die Macht gekommen und hat seitdem ihre Versprechen auf demokratische Wahlen nicht eingelöst. Rajoelina gab dem Volk, was es begehrte. Ob er dadurch an Legitimität gewann, bezweifeln allerdings Céline Molter und Mareike Späth. Die Erwartung der Bevölkerung, anlässlich der Feiern von den Regierenden beschenkt zu werden oder zumindest etwas Spektakuläres geboten zu bekommen, findet sich auch in anderen Fallbeispielen. Dieser politische Gabentausch prägt die Beziehungen zwischen Eliten und Volk seit der Unabhängigkeit und natürlich sind bedeutende Feiern wie die zum 50-jährigen Jubiläum der Unabhängigkeit ein Lackmustest für diese Beziehungen. In Ghana entbrannte ein erbitterter Streit um die anlässlich der Feiern versprochenen öffentlichen Toiletten für die Hauptstadt Ghana, von denen die Accraner nur wenige sahen. Die beninische Provinz erhielt nur wenig von den erhofften Zuwendungen aus der Hauptstadt anlässlich der Feiern. Die Bewohner von Kinshasa dagegen nahmen

sich zumindest die Festdekoration, als sie nach dem Abschluss der Feierlichkeiten den Festplatz stürmten und all das wegtrugen, dessen sie habhaft werden konnten.

In den Nationalfeierlichkeiten geht es um Geschichte und um die Bilanzen von Geschichte. Viele Fallstudien offenbaren ein konfliktgeladenes Verhältnis der afrikanischen Nationen zu ihrer Vergangenheit. Die Feiern waren auch Ereignisse, in denen Geschichte gemacht, neu geschrieben wurde. Für die meisten Postkolonien Afrikas war die Unabhängigkeit gleichbedeutend mit der Staatsgründung. Eine Ausnahme bildete Kamerun, wo der anglofone Westen des Landes erst ein Jahr später seine Unabhängigkeit erhielt als der frankofone Osten. Als Nationalfeiertag gefeiert wird aber seit dem 20. Mai 1972 das Referendum über die Verfassung. Wegen dieses Datums entsprang im Vorfeld eine erhitze Debatte um das politische Erbe des langjährigen Präsidenten Ahidjo. In den von Carola Lentz beschriebenen Feiern in Ghana stand der Staatsgründer Kwame Nkrumah im Zentrum der Debatten. Auch noch 45 Jahre nach dem Sturz Nkrumahs bietet das politische Erbe Nkrumahs ein wichtiges Koordinatensystem politischer Verortung der Parteien. Daher war die Frage, wer heute als legitimer Erbe des Staatsgründers gelten darf, Gegenstand intensiver Debatten im Vorfeld der Feiern. Nicht minder kontrovers war in Ghana die Diskussion um die Aufnahme des durch den Putsch gegen Nkrumah an die Macht gekommenen Kofi Busia, dessen politisches Erbe die Regierungspartei für sich beanspruchte. Im Kongo wurde dem legendären Staatsgründer Patrice Lumumba nur wenig gedacht. Zu kontrovers schienen den aktuellen Machthabern in Kinshasa die ersten Jahre des unabhängigen Kongo. Auch in der Elfenbeinküste stand das Erbe des langjährigen Präsidenten Houphouët-Boigny zur Debatte. Der amtierende Präsident, um die Legitimität seines Amtes angesichts politischer und ökonomischer Krisen kämpfend, nahm das fünfzigjährige Jubiläum zum Anlass, die engen Beziehungen der Elfenbeinküste zur ehemaligen Kolonialmacht unter Houphouët-Boigny zu verurteilen. Die Unabhängigkeit, so zitiert Konstanze N'Guessan den damaligen Präsidenten Laurent Gbagbo, sei nur geschenkt und nicht erkämpft worden. Sie sei nie eine wirkliche Unabhängigkeit gewesen. Die Fallstudien zeigen in der Tat, dass Afrikas Nationen ein gewisses Stück an Normalität gewonnen haben. Zumindest im Begehen ihrer Nationalfeiertage. Wie anderswo auf dieser Welt sind auch im heutigen Afrika Nationalfeiertage Ereignisse, in denen Geschichte auf aktuelle politische Kämpfe trifft. In der Elfenbeinküste waren die Feiern zur Unabhängigkeit der Auftakt zum bevorstehenden Wahlkampf, daher waren sie auch von politischen Grabenkämpfen zwischen Opposition und Regierung geprägt. Wie auch in Ghana drohte die Opposition, den offiziellen Feiern fernzubleiben. Auch jenseits des Gerangels um die Teilnahme entdeckten die Autorinnen und Autoren viel politischen Kampf in den mit Slogans von Einheit und Patriotismus übertünchten Feiern. Auf die Konflikte zwischen der Metropole und den Regionen weisen die Studien zu Madagaskar, Kamerun, Elfenbeinküste, Burkina Faso und Benin hin.

Die Unabhängigkeitsfeiern schaffen Erinnerungsorte, in denen die Geschichte der Nation inszeniert und verhandelt wird, aber manchmal verborgen wird. Die offiziellen Feiern zum Jahrestag der Unabhängigkeit in Madagaskar fanden an einem historischen aufgeladenen Ort statt. Das Stadium, in dem die Militärparade und der offizielle Festakt abgehalten wurden, war in vorkolonialer Zeit der Ort, an dem der König Nachrichten an seine Untertanen ausrufen ließ. Hier feierten die Kolonialherren den französischen Nationalfeiertag, hier wurde die Unabhängigkeit feierlich in Szene gesetzt. Die malischen Feierlichkeiten waren ganz von der Betonung der Kontinuität der Nation zum antiken Königreich von Mali geprägt. Zentraler Akt der Feierlichkeiten war die Inszenierung einer historischen Schlacht zu Beginn der kolonialen Eroberung durch die Franzosen. Den Abschluss bildete die symbolische Übergabe eines Pfeils des legendären malischen Königs Sunjata Keita an den amtierenden Präsidenten, der entgegen der Verfassung für eine weitere Amtszeit kandidieren wollte. In Gabun dagegen findet Christine Fricke einen weitaus geschichtslosen Ort als Zentrum der offiziellen Feierlichkeiten. Der Platz der Unabhängigkeit ist zu einem Parkplatz umfunktioniert, es fehlen Denkmäler und Museen, die die Geschichte der Nation erzählen. Anstelle dessen spricht die Autorin von einer Fassade offiziellen Vergessens, hinter der sich ein Geflüster vernehmen lasse, dass gegen dieses Vergessen anraune. Besonders dort, wo die Geschichte erheblichen Konfliktstoff bot, suchten die Regierenden ihr Heil in der Zukunft. Dass damit die Vergangenheit nicht einfach unter den Teppich gekehrt werden kann, zeigt Svenja Haberecht am Beispiel Burkina Fasos. Trotz aller Einstimmung auf eine goldene Zukunft war seine Regierung schon wenige Tage nach dem Ende der Feiern mit Demonstrationen für mehr Demokratie konfrontiert. Für die Kongolesen blieb angesichts der düsteren Geschichte ihres Landes nur der Traum von der Zukunft. Einprägend das Zitat eines kongolesischen Professors, der davon spricht, eine Nation zu bauen, hieß auch gemeinsam zu träumen. Oder gemeinsam zu feiern, könnte man hinzufügen. Denn welche Konsequenzen für das politische Tagesgeschäft hatten die Feiern? Die Amtszeit des malischen Präsidenten Amadou Toumani Touré überdauerte die Inszenierung von nationaler Versöhnung im Jahre 2010 nur einige Monate. Das Land zerbricht gerade in einem Bürgerkrieg. Der ivoirische Präsident scheiterte mit seinem Vorhaben, seine Landsleute auf eine Zukunft mit ihm an der Spitze des Landes einzuschwören. Kaum waren die Feiern beendet, verlor er die anstehenden Wahlen. Er sitzt heute in einem Gefängnis in Den Haag. Der politische Alltag zumindest in diesen Ländern scheint noch weit entfernt von Normalität.

Der Sammelband präsentiert die Ergebnisse eines Forschungsprojekts an der Universität Mainz, das von Carola Lentz geleitet wurde und von jungen Doktorandinnen und Doktoranden durchgeführt wurde. Viele der angehenden Ethnologinnen und Ethnologen haben die Vorbereitungen zu den Feiern und die Feiern selbst aus einer hautnahen Perspektive erlebt. Sie waren Praktikanten in den Organisationsbüros oder haben zusammen mit ihren Gastfamilien oder Freunden an den Feiern teilgenommen. Den

Autorinnen und Autoren gelingt es, diese Nähe zu den Ereignissen in eine sehr lebendige Darstellung umzumünzen und dabei die Perspektiven der unterschiedlichen Akteure einzufangen und gegeneinanderzustellen. Trotz einer unübersehbaren Literatur zu Nation und Staat in Afrika wissen wir noch wenig darüber, wie die Afrikaner ihre Nation und ihr politisches Gemeinwesen sehen. Die Autoren haben mit ihren Studien zu den Nationalfeiertagen einen interessanten Weg aufgezeigt, diese Perspektiven zu rekonstruieren. Das ist vielleicht die größte Stärke des Buches.

Michael Pesek

**López de Mariscal, Blanca, y Abraham Madroñal** (eds.), *Fray Diego de Ocaña. Viaje por el Nuevo Mundo: De Guadalupe a Potosí, 1599–1605*. Madrid: Iberoamericana; Frankfurt: Vervuert; Mexico: Bonilla Artigas Editores; Monterrey: Instituto Tecnológico de Estudios Superiores de Monterrey, 2010. 528 pp. ISBN 978-84-8489-505-3; ISBN 978-3-86527-551-6; ISBN 978-607-7588-21-4. (Biblioteca Indiana, 22) Price: € 36.00

Blanca López de Mariscal and Abraham Madroñal are to be congratulated for providing scholars with the first serviceable scholarly edition of a remarkable manuscript created between 1599 and 1608 by Diego de Ocaña (b. 1570?, Ocaña – d. 1608, Mexico City). Principally because their edition respects both the integrity and order of the manuscript and the need of scholars to consider what Ocaña himself created, “Viaje por el Nuevo Mundo” replaces, at last, two earlier editions by a former-Franciscan friar Arturo Álvarez, who had enthusiastically retraced many of Ocaña’s steps between 1966 and 1968 (“Un viaje fascinante por la América Hispana del siglo XVI” [Madrid 1969] and “A través de la América del Sur” [Madrid 1987]). Like the editors’ “Introduction” (to which I return below), the annotation is solid (focussing upon identifying places, people and things, and most consistently upon the contemporary meaning of words and expressions) but uninspired, oddly and notably lacking awareness of how a range of related, recent scholarship on Ocaña and related matters might enrich their readers’ understanding.

The problems with Álvarez’s earlier 1969 edition were several. Most notably: he displaced the texts of Ocaña’s play, hymns, litany, and the description of the portrait and adornments of the Virgin painted and enshrined in La Plata from their integral positions in the manuscript, including them as appendices, along with a few other related documents; he included cropped versions of some of Ocaña’s watercolours, drawings, and captions, but not others, and he did not reproduce them in their original position or in colour; he modernised the orthography without comment, sometimes inadvertently introducing errors; and his edition was further undermined by unexplained editorial omissions, errors of transcription, and a variety of ahistorical observations in the notes. The abridged 1987 paperback version of the 1969 edition in a widely accessible series made matters worse, appearing without corrections, none of the artificial “appendices” (again, integral textual and visual portions of the text), and with still more editorial decisions in the inter-

est of brevity. In short, while readers of the Álvarez editions could develop a sense of what Ocaña had written, and thus begin to think beyond the earliest scholarly engagements with the Hieronymite (registered most notably by art historian Teresa Gisbert), they could do little else. Moreover, the flaws in the Álvarez editions encouraged a fragmentary approach to Ocaña’s manuscript, a tendency to appreciate him anachronistically and out of context as a “travel writer” or “artist,” and, most often of all, to mine the document selectively for descriptive visual or textual detail. Wishing to draw attention to their edition’s corrections away from Álvarez and towards the original, López de Mariscal and Madroñal even include a table – almost six pages long – outlining their modifications (55–61).

The editors have faced an untitled manuscript, now bound in 19th-century leather, and conserved in the Biblioteca de la Universidad de Oviedo, catalogued as M-215 “Relación del viaje de Fray Diego de Ocaña por el Nuevo Mundo (1599–1605).” The manuscript’s author was a Castilian Hieronymite friar from the monastery at the sanctuary of the miraculous image of Our Lady of Guadalupe in the Villuercas mountains of Extremadura in western Spain. In 1599, he set off for the Indies, accompanying Martín de Posada on a journey of alms collection, image-making, and cultic propagation and correction in the name of the Guadalupe Virgin. After the death of older Posada, Ocaña would go on to traverse wide swathes of Spain’s southernmost Viceroyalty of Peru, before sailing for New Spain soon after Christmas day, 1605. Word of Ocaña’s death in a convent in Mexico City reached the Hieronymite house at Guadalupe in the autumn of 1608. Trained as an illuminator of manuscripts in the scriptorium of his monastery, and working from an authorised print prototype, Ocaña painted seven “true likenesses” (portrait recreations) of the original sculpted image of Our Lady of Guadalupe, five of which he saw elaborately received and enshrined in Lima, Potosí, Chuquisaca (now Sucre, Bolivia), Cusco, and Ica. Around these images, Ocaña orchestrated sermons, paraliturgical celebrations, and other devotional beginnings, and initiating lay religious associations and schemes for alms collection which he meant to endure. Much of what we can learn about Diego de Ocaña comes from what he himself wrote, sketched, and painted (in watercolours and ink) at various stages along his journey.

This new edition captures that Ocaña’s manuscript is comfortably many things at once, belying the modern inclination to pigeon-hole such expressions into this *genre* or that. At base it is Ocaña’s dutiful report of a *demandador* to his Hieronymite superiors, full of detail on the twists and turns of his mission, with careful attention to his own orchestrations in a variety of urban settings, and to the alms he collected and remitted to Spain. But, as the modern reader may now appreciate more fully, it is also a compendium of texts which served Ocaña’s mission, including, most famously, the three-act *comedia* about the history and power of the Extremaduran Virgin which he saw performed in Potosí and Chuquisaca, a number of miracle stories, and a brace of hymns and a litany to the Virgin, also composed by Ocaña *en route*. Also comple-